

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 1 (1945)

Artikel: Steinzeitmenschen in Graubünden
Autor: Burkart, Walo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-971865>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

STEINZEITMENSCHEN IN GRAUBÜNDEN

Von *Walo Burkart*

Nachdem um die Mitte des letzten Jahrhunderts mit der Entdeckung der Pfahlbauten in den Seen der Schweiz eine Besiedlung unseres Landes vor zirka 4—5000 Jahren nachgewiesen war und sich später vorerst im Kanton Schaffhausen (Keßlerloch) noch viel ältere Funde der Nacheiszeit und um die Jahrhundertwende im Kanton St. Gallen sogar solche der Zwischeneiszeit (z. B. im Drachenloch/Vätis) einstellten, wurde oft die Frage aufgeworfen, ob nicht auch damals schon in Graubünden Menschen gewohnt hätten. Einige wenige zufällige Funde von Feuersteinklingen und Steinbeilen in der Herrschaft und im Domleschg schienen auf Bewohnung wenigstens in den letzten Phasen der Steinzeit hinzuweisen, aber sie waren doch zu wenig zahlreich, um dies behaupten zu dürfen, um so weniger, als damals auch noch keine Niederlassungen der nachfolgenden Bronzezeit- und Eisenzeitmenschen des II. und I. Jahrtausend vor Christus bekannt waren. Allgemein herrschte somit bei Fachleuten und Laien die Meinung, die zerstreuten Einzelfunde seien von steinzeitlichem Jägervolk, das sich hie und da in die Alpen hinein wagte, verloren worden; diese Auffassung war um so berechtigter, als auch weder im Innern der Ostalpen noch der schweizerischen Zentral- und Westalpen je steinzeitliche Niederlassungen gefunden worden waren.

Um so größer war die Überraschung, als es endlich 1938 gelang, auf einem Hügel am Fuß des Heizenberges, Gemeindegebiet Cazis, eine steinzeitliche Dauersiedlung nachzuweisen, von der nachfolgend nun einiges berichtet werden soll. Über die Grabungen 1938/40 ist wohl jeweils in den Sitzungen der Historisch-antiquarischen Gesellschaft in Chur gesprochen worden, aber ein zusammenfassendes Bild wurde der Öffentlichkeit bisher nicht gegeben, da immer noch die durch den Krieg verhinderte Schlußgrabung abgewartet werden wollte.



Phot. Frei

Abb. 1. Hügelansicht

Aus dem 29. Jahrbuch Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte 1937

Der «Petrushügel», durch eine natürliche Einsenkung von zirka 7 m Tiefe vom Berghang abgeschnürt, liegt rund 85 m ob Talboden direkt westlich der Anstalt Realta und hat ovale Form mit Durchmesser von 70/35 m. Die südliche Hälfte des flachen Hügelplateaus trägt Gemeindewald, die nördliche Privatwiesen. Dem Besucher bietet sich eine prächtige Rundschau von Rothenbrunnen über das ganze Domleschg bis Hohenrätien am Ausgang der Viamala. Gegen Osten und Süden fällt der Hügel steil und teils felsig ins Tal ab, gegen Norden und Westen sind die Hänge wohl auch steil, aber weniger hoch und gut ersteigbar. Abbildung 1 zeigt den Hügel von der Nordseite her, von wo er einzig photographiert werden kann.

Die Ausgrabungen haben nun folgendes erkennen lassen: An zwei Stellen der Hügeloberfläche haben die steinzeitlichen Bewohner Hütten erstellt. Die eine am Westrand, die in ihrer Form, weil nur zum Teil ausgegraben, noch nicht erkannt werden konnte, und die andere im Nordteil, deren Fläche nun zum größten Teil durchforscht ist. Es handelt sich um einen sogenannten Wohngrubenbau folgender Art: Über einem quadratischen Bodenaushub von zirka 5/5 m und zirka 1 m

Tiefe unter der damaligen Oberfläche war eine Holzhütte errichtet, von deren West- und Nordseite die Pfostenlöcher, in denen einst die Hüttenpfosten standen, noch festgestellt werden konnten. Über den Charakter der Wände und des Daches fehlen Anhaltspunkte, doch dürften dieselben aus Schilf oder Rutenflechtwerk bestanden haben. Ganz eindeutig konnte der 175 cm unter der jetzigen Oberfläche liegende älteste Hüttenboden erkannt und freigelegt werden (Abb. 2), eine mehrere Zentimeter dicke Lehmschicht mit eingetretenen kleinen Knochen- und Topfresten. Eine Probe hiervon ist im Rätischen Museum zur Aufstellung gelangt. Der Eingang muß an der Ostseite der Hütte gewesen sein, wo die Ausgrabung noch nicht beendet ist.



Phot. Beck

Abb. 2. Hüttenraum unterer Boden

Die Bodenschichten im Innern dieses Wohngrubenbaues, im Laufe mehrerer Jahrhunderte der Siedlungsdauer durch Wegwerfen vieler abgenagter Knochen, zerbrochener Töpfe und Einlagerung großer Staub-, Aschen- und Kohlenreste entstanden, zeigten nebst dem unteren, ursprünglichen Wohnboden in höherer Lage nochmals einen Wohnhorizont mit neuer Herdstelle (Abb. 3), der wohl nach einem eingetretenen Hüttenbrand hergerichtet worden war.

Die Untersuchung dieser «Kulturschicht», die sich meist als dunkelbraune bis schwarze Erdmasse präsentiert, gewährt nun dem Forscher wichtige Einblicke in das Leben und Treiben der damaligen Bewohner; sie erfordert aber ein vorsichtiges Vorgehen und verständnisvolle Behandlung aller Funde. Bevor davon die Rede sein soll, müssen aber noch andere bauliche Anlagen besprochen werden, die der Petrushügel uns aufbewahrt hat, nämlich gewisse Schutzwerke zu besserer Verteidigung gegen Mensch und Tier, wobei in erster Linie wohl eher an den Menschen als Feind zu denken ist, indem an Raubtieren nur Bär, Wolf und Luchs vorhanden waren, die in Siedlungen doch kaum eingebrochen sein dürften und durch Unterhalt eines Feuers leicht abzuhalten waren.

Eine Zone von 35 m Länge am Westrand des Hügels, wo der Aufstieg am leichtesten war, haben die Bewohner durch eine dicke Trocken-

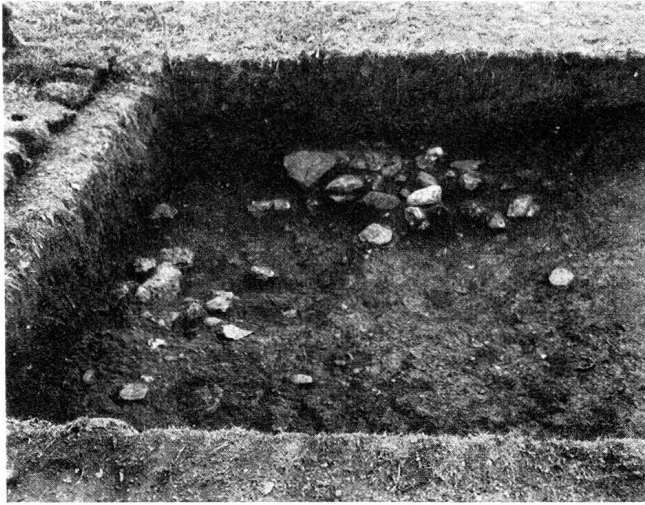


Abb. 3. Oberer Boden mit Herd

Phot. Frei

mauer bewehrt, auf der sich wahrscheinlich noch eine Blockwand von Baumstämmen befand. Wo die Mauer nordwärts aufhörte, begann eine Wallaufschüttung mit darin stehender Palisadenwand, die bis zur Nordostecke des Hügels hinführte, von wo an der hohe Steilabfall eine weitere Verteidigungsanlage erübrigte. An einem bestimmten Punkt im südwestlichen Teil führte ein mit Steinen gepflasterter 1,2 m breiter Weg auf den Hügel hinauf, und dort befand sich der Toreingang. Die Wehrmauer weist nämlich an jener Stelle eine Lücke auf und ist beidseitig derselben durch Kreuzmauern abgeschlossen. Direkt innerhalb dieser Mauerenden befindet sich je eine Pfostengrube, die eine mit Steinen umstellt, in der die Torpfosten gestanden haben, die oben wohl durch ein Querholz verbunden und gegen hinten abgestützt waren. Durch Einlegen einer Anzahl Rundhölzer zwischen diese Pfosten und die Mauerenden konnte der Eingang verrammelt werden. Innerhalb des Toreinganges führen fünf noch erhaltene Stufen aus Steinplatten ganz auf das Hügelplateau hinauf. Abbildung 4 zeigt ein Stück der freigelegten Randmauer und Abbildung 5 den Situationsplan des ganzen Hügels mit den eingezeichneten Grabungsflächen und Sondierschnitten dem Rand entlang. Der ganze Hügel stellt demnach eine gut zu verteidigende steinzeitliche Burg vor und zeigt uns, in welcher Weise der damalige Bewohner Rätians seine Bergsiedlung durch Wehrmauer und Wall zu befestigen verstand, schon über 3000 Jahre bevor die erste Ritterburg zum Bau gelangte.

Nun wollen wir sehen, was uns die vielen Hunderte Kleinfunde aus der Kulturschicht des Wohngrubenbaues zu erzählen wissen:



Abb. 4. Wehrmauer

Aus dem 32. Jahrbuch Schweiz.
Gesellschaft für Urgeschichte
1940/41 Phot. Frei

Die aus dem Küchenabfall herrührenden *Tierknochen* sind am Zoologischen Museum der Universität Zürich bestimmt und als von folgenden Tiergattungen herstammend erkannt worden:

Wildtiere: Hirsch, Steinbock, Gemse, Wildschwein, Bär, Wolf, Fuchs, Biber, Waldmaus, Frosch, eine Fischart und, unter Vorbehalt, Urrind;

Haustiere: Rind, Schaf, Ziege, Schwein und Hund.

Dabei machen die Wildtiere etwas mehr als 50 % aller Tierindividuen aus. Also ungefähr die Hälfte der Fleischnahrung wurde durch den Jagdbetrieb gedeckt und der andere Teil aus den selbstgezüchteten Haustieren. Außer obigen Haustierarten, die alle den kleinen, sogenannten Torfrassen dieser Tiergattungen angehören, wie sie auch von den steinzeitlichen Pfahlbauern gehalten wurden, waren damals noch keine gezähmten Tiere bekannt, d. h. Pferd, Katze und alle Hausvögel fehlten noch ganz. Der Hund war ein kleines, spitzerartiges Tier, das als Wächter gehalten, gelegentlich aber auch verspeist wurde. Von den

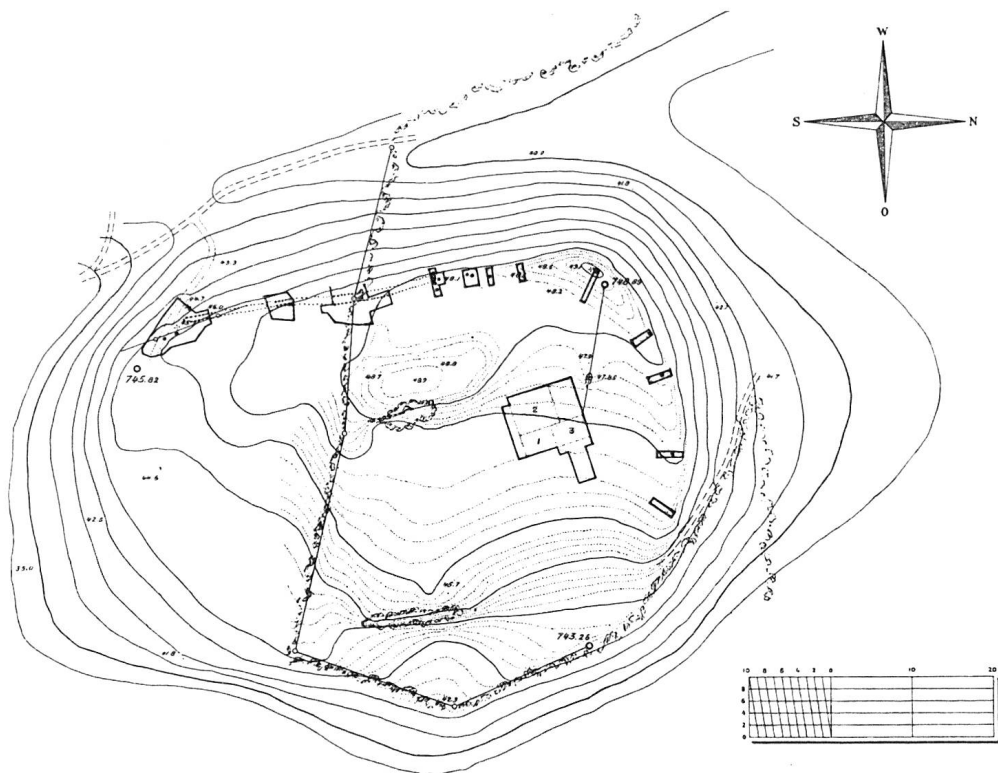
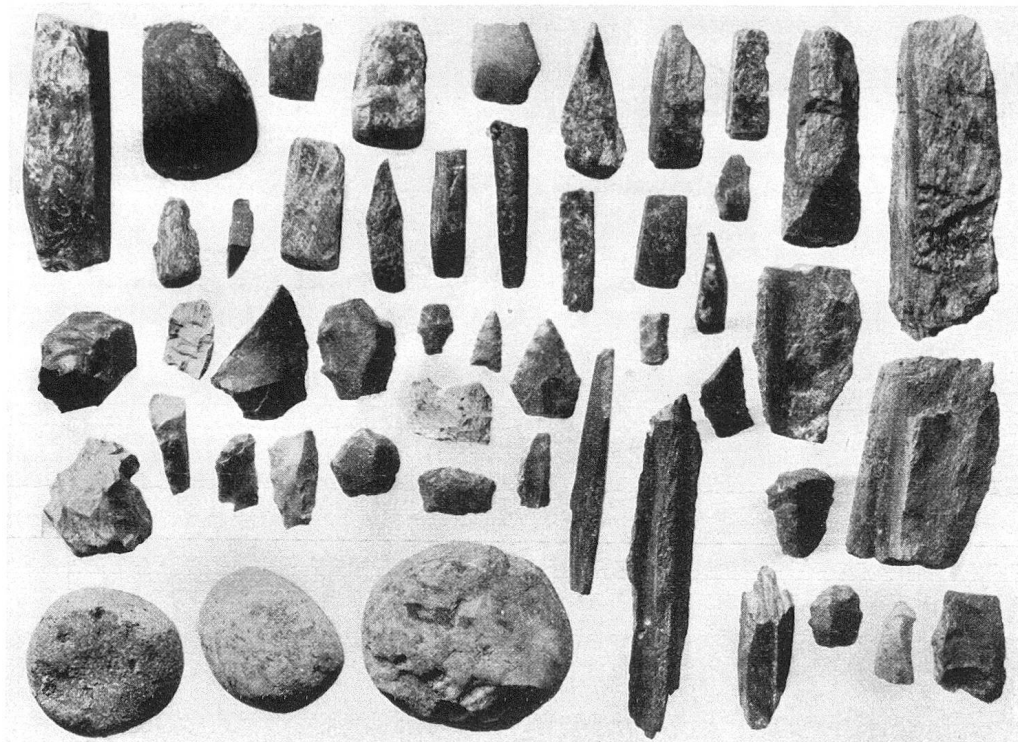


Abb. 5. Plan des Hügels

Aus dem 32. Jahrbuch Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte 1940/41

Wildtieren war der Hirsch die weitaus wichtigste Jagdbeute; Reh und Hase fehlen vollständig. Heute bei uns ausgestorbene Tiergattungen sind das Wildschwein, der Steinbock (von Neuaussetzungen abgesehen), der Bär, der Wolf, das Urrind und natürlich auch der Biber, der damals das breite, den ganzen Talboden ausfüllende Rheinbett mit seinen Sümpfen, Auwäldungen und Wasserläufen bevölkerte, wo auch der Hirsch und das Wildschwein passende Lebensbedingungen vorfanden. Die Jagd wurde mit Pfeil und Bogen, Lanzen und Steinbeilen ausgeführt und wohl auch vermitteltst Schlingen und Fallen. Vom Petrus-hügel aus ließ sich das ganze Jagdgebiet überblicken, und so konnten eigentliche Treibjagden veranstaltet werden. Gemse und Steinbock holten sich die Jäger vom idealen Jagdgebiet des Heinzenberges her-unter.

Getreidekörnerfunde wie vom bronzezeitlichen Crestaulta im Lu-gnez liegen vom Petrus-hügel keine vor, die den *Ackerbau* seiner Be-wohner direkt beweisen würden, aber analog den steinzeitlichen Pfahl-bauten muß auch hier mit Saat und Ernte von Getreide (Gerste) ge-

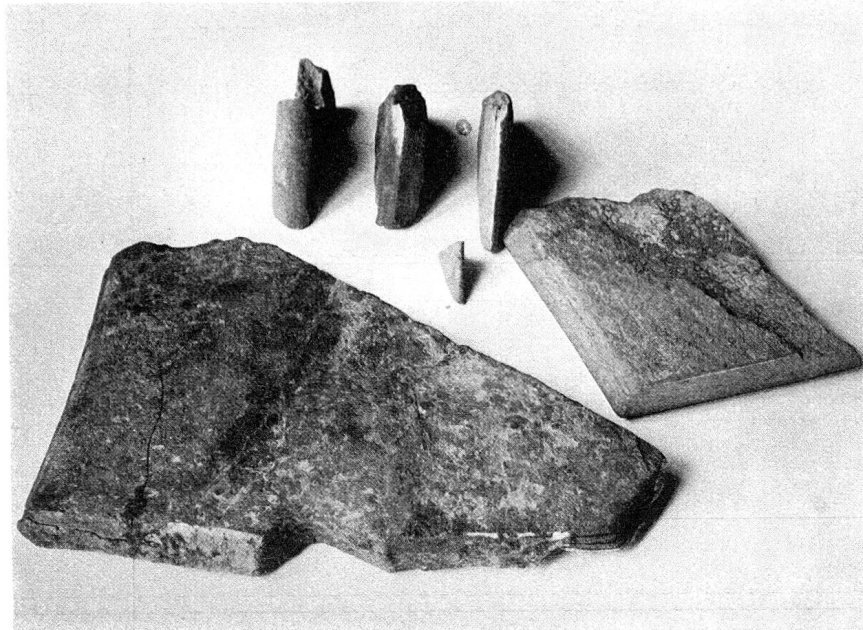


Phot. Schweiz. Landesmuseum

Abb. 6. Steingeräte

rechnet werden, um so mehr, als rundliche Steinplatten mit Aushöhlungen und die dazugehörigen kugeligen Kornquetscher zum Zerdrücken der Körner mehrfach vorliegen, ebenso Hirschgeweih-Hacken zum Bearbeiten des Ackers (Abb. 6 und 9).

Die *Waffen, Geräte und Werkzeuge* der Steinzeitler bestanden, da Metalle ja noch unbekannt waren, aus Stein, Knochen, Horn und Holz, wobei von letzterm hier aber keine erhalten geblieben sind, wie dies in den Schlammschichten der Pfahlbauten oft vorkommt. Zur Herstellung von Steingeräten wurden u. a. Feuersteinknollen verwendet, aus denen durch Abschlagen scharfkantige Klingen für den Gebrauch als Messer, Schaber, Pfeilspitzen (Abb. 6), Dolche und sogar Lanzen spitzen hergestellt wurden. Von solchen Objekten, die härter als Glas sind, liegen 65 Stück vor, wozu noch 10 aus Bergkristall herausgeschlagene kommen. Letztere konnten am Beverin gesammelt werden, wo sie häufig sind, während das Feuersteinmaterial, weil in Graubünden fehlend, von auswärts, d. h. von Pfahlbauleuten eingehandelt sein muß. Andere Geräte, wie Steinbeile und Meißel, wie solche in schönster



Phot. Frei

Abb. 7. Steinsägen

Aus dem 31. Jahrbuch Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte 1939

Form vorliegen (Abb. 6), wurden aus dem grünen, sehr zähen Serpentin-
gestein herausgesägt und dann scharf zugeschliffen. Dieses Rohmaterial
konnte im Rheinbett als Geschiebellen geholt werden, wo sie der
Fluß sowohl aus dem Avers als auch aus dem Oberhalbstein herbrachte.
Die Zerschneidung der Kiesel erfolgte durch Zersägen vermittelt
Steinplatten und nassem Quarzsand. Solche Sägeblättchen sind über
150 Stück aller Größen gefunden worden, die beweisen, daß auf dem
Petruhügel eine eigentliche Werkstatt bestanden hat, deren Produk-
tion weit über den Eigenbedarf hinaus ging und jedenfalls für den Aus-
tausch gegen Feuersteingeräte an Pfahlbauten des Unterlandes diente.
Noch nirgends in der Schweiz sind solche Mengen an Steinsägen zutage
gefördert worden; es sind Plättchen aus Gneis, Kalkstein, Sandstein
und in einem Falle aus Schiefer (Abb. 7) von 3—20 mm Dicke. Als
Steingeräte liegen ferner noch vor die schon erwähnten Kornquetscher
kugelförmiger Form (Abb. 6), dann als Hammer verwendete Klopffsteine,
Schleif- und Poliersteine.

Eine ganz andere Sorte von Geräten stellen die Knochenwerkzeuge
vor, deren zirka 75 vorliegen. Es sind zu Spitzen, Ahlen, Spachteln,
Dolchen und mit Ösen versehene Nadeln zugeschliffene Röhrenkno-
chensplitter (Abb. 8) oder andere passende Stücke, die zum Teil bei

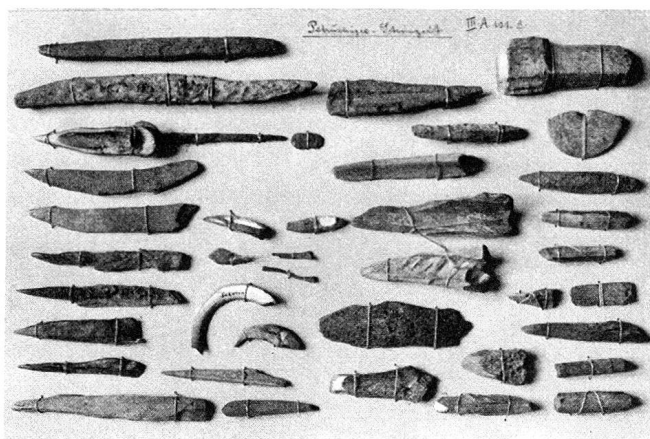


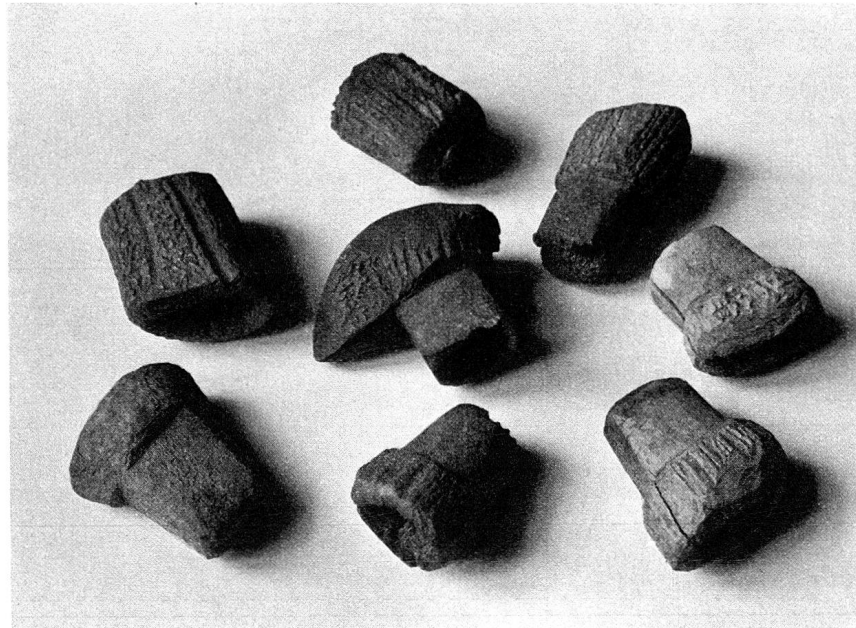
Abb. 8. Knochenwerkzeuge
Phot. Frei

Verarbeitung der Felle eine Rolle spielten. Sehr beliebt waren auch die Geräte und Werkzeuge aus Hirschhorn (Abb. 9), an welchen über 100 Exemplare in bester Erhaltung gefunden wurden. Neben ein- und zweizinkigen Hacken zur Bodenbearbeitung und allerlei, teils mit Kerben versehenen Spitzen und einer vermutlichen Schlagwaffe liegen besonders auch eine Anzahl schöner Beilfassungen vor, wie sie als Zwischenträger zur Befestigung der Steinbeilklingen am Holm verwendet wurden (Abb. 10). Geweihrosen zeigen Umfänge von 27 und 28 cm und deuten auf ganz große Hirschstiere hin, wie sie heute in Graubünden kaum mehr vorkommen.

Als gewerbliche Tätigkeit ist sodann noch die *Töpferei* zu erwähnen, durch welche sehr verschiedenartige Gefäße produziert wurden. Aus den Topfscherben, die meist stark im Zerfall waren, konnte nur ein einziger Topf rekonstruiert werden (Abb. 11). Es ist eine niedrige



Abb. 9. Hirschhorngeräte
Phot. Frei



Phot. Frei

Abb. 10. Beilfassungen aus Hirschhorn

Aus dem 31. Jahrbuch Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte 1939

Schüssel von fast 30 cm Durchmesser und 14 cm Höhe in doppelkoni- scher Form. Um den größten Umfang läuft eine feine Zickzacklinie, die oben und unten je von einer Tupfenreihe begleitet ist. Gegen- ständig sind zwei Gruppen von je drei Buckel angebracht, die als Trag- oder Griffknubben dienten. Aus dem innern Alpengebiet ist dies der erste wiederhergestellte Topf aus neolithischer Zeit, er ist auch in der Form einzigartig. Dem Töpfer stellt er ein gutes Zeugnis sowohl für das technische Können wie für den Geschmack bezüglich Formgebung und Ornamentierung aus. Von anderen Töpfen liegen nur Scherben vor, die zum Teil von sehr rohen, kübelförmigen Gefäßen von bis 50 cm Höhe stammen, deren Wanddicken bis 5 cm betragen. Infolge schlechten Brandes am offenen Feuer waren diese Reste so brüchig, daß sie sogar trotz Tränkung mit Klebstoffen und teilweise eingipsen an Ort und Stelle nur in kleinen Stücken geborgen werden konnten. Es sind dies Keramikreste primitivster Art, und sie stammen direkt vom un- teren Wohnboden und damit vom Beginn der Siedlung her.

Die Frage nach der Kleidung der Petrushügelsiedler kann aus den Funden nicht in positivem Sinne beantwortet werden, da weder Spinn- wirtel noch Webgewichte vorliegen, die auf Weberei schließen ließen,



Abb. 11. Topf

Phot. Lang

noch Stoffresten selbst, die sich im Boden natürlich nicht über 4000 Jahre erhalten können. Analog gleichzeitiger Pfahlbaufunde aber ist damit zu rechnen, daß sowohl Kleider aus Stoffen als von Fellen in Gebrauch waren, wobei die einen vielleicht mehr im Sommer und die anderen mehr im Winter getragen wurden. Für das Vorhandensein eines Schmuckbedürfnisses liegen hingegen Beweise vor, indem zehn durchbohrte Zähne von Bär, Wolf, Fuchs, Torfhund und Hirsch gefunden wurden, die, einst zu einer Halskette vereint, wohl den Hals einer Frau zierten (Abb. 12). Die feine Durchbohrung der harten Zähne läßt auf vollendete technische Handhabung eines Drillbohrers schließen, dessen Drehung jedenfalls durch einen Bogen erreicht wurde.

Leider ist bis heute nicht bekannt, wo jene Leute ihre Toten begraben haben und unter welchem Ritus dies geschah, ob Leichenbestattung stattfand oder vorherige Verbrennung, wie dies zum Teil in der Jungsteinzeit schon geübt wurde. Auf dem unterhalb des Petrushügel liegenden Gute «Gaguls» hat sich früher, wie ein Augenzeuge mitteilte, ein großer Hügel befunden, der dann einmal abgegraben wurde. Dabei soll im Innern desselben eine schwarze Erddpartie zum Vorschein gekommen sein, für deren Entstehung keine Erklärung gegeben werden

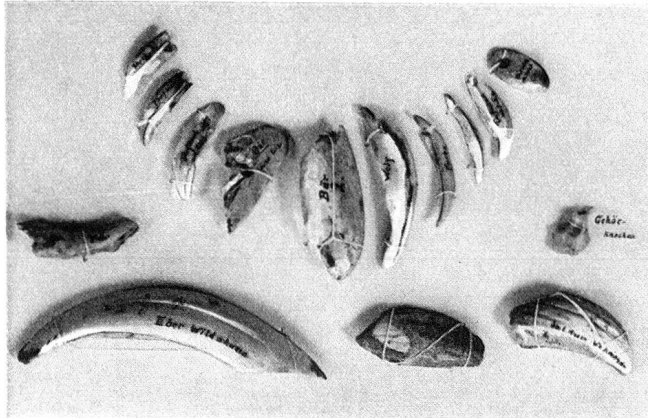


Abb. 12: Zähne einer Halskette
Phot. Schweiz. Landesmuseum

konnte. Es ist nicht ausgeschlossen, daß damals ein steinzeitlicher Grabhügel mit den Gräbern unserer Siedler des Petrushügels zerstört worden ist, ohne daß jemand eine Ahnung davon hatte; für die Forschung ist dies natürlich ein großer Verlust.

Aus Vergleichen mit jungsteinzeitlichen Fundstätten der untern Schweiz konnte bisher nicht klar erkannt werden, von woher die Siedler einst ins Domleschg zugewandert sind und welchem Volksstamm sie angehört haben mögen. Auch die zeitliche Bestimmung ist nur insoweit gelungen, als man wohl auf eine spätere Phase der Jungsteinzeit, aber doch nicht auf deren Endperiode schließen darf, womit die Zeit der Siedlung etwa auf 2200—2000 vor Christus angesetzt werden kann. *Nachgewiesenermaßen haben wir damit auf dem Petrushügel die älteste Siedlungsstätte und die frühesten Bewohner Rätiens vor uns.*

Verborgen bleibt uns vorläufig, wohin diese Leute dann wieder abgewandert sind. Allerdings wissen wir heute, daß sich auf einer anderen Hügelkuppe auf Gebiet von Cazis anfangs der Bronzezeit, d. h. zirka 1800 vor Christus, wieder Menschen angesiedelt haben, und es wäre nicht ganz ausgeschlossen, daß dies die Nachkommen der Petrushügelleute sind; vielleicht werden künftige Grabungen diese Frage beantworten. In einer späteren Arbeit kann dann eventuell von diesen bronzezeitlichen Urbewohnern Graubündens die Rede sein.

Alle vom Petrushügel stammenden Fundgegenstände sind im Rätischen Museum in Chur ausgestellt.

Dem Sekretariat der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte in Frauenfeld verdanken wir die Überlassung der Druckstöcke der Abb. Nr. 1, 4, 5, 7, 10 und 11.